

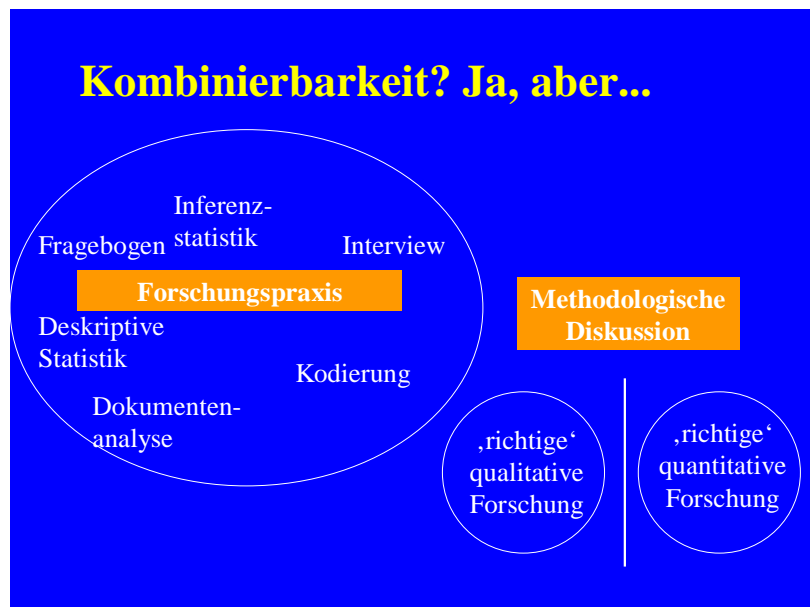
1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung

Freie Universität Berlin, 24. und 25. Juni 2005

Symposium: Qualitative und quantitative Methoden
in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit?

Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Vielfalt statt Einheit!

Margrit Schreier



Mit der Entgegensetzung von qualitativen und quantitativen Methoden scheint es mir manchmal ein wenig wie mit den Geschlechterunterschieden in der Psychologie: Untersucht man sie genauer, verschwinden sie – um dann im Alltag unverhofft doch wieder aufzutau-chen. Sind qualitative und quantitative Methoden kombinierbar? Ja, natürlich sind sie das, und sie sind auch immer schon kombiniert worden. Das gilt nicht erst heute, zu einer Zeit, in der Begriffe wie mixed methods, Methodenintegration, Triangulation usw. Konjunktur haben. Sondern es gilt ebenso für die "klassische" Sozialforschung, wie etwa die Arbeiten von Whyte zu Cornerville oder Jahodas Marienthalstudie. Dies ist die eine, die forschungspraktische Seite, in der die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden an der Tagesordnung ist.

Auf der anderen Seite haben es vermutlich die meisten, die sich für eine Methodenkombination einsetzen, schon einmal erlebt, dass sie damit bei ihren Kolleginnen und Kollegen bei Fachtagungen nicht gerade auf Zustimmung gestoßen sind. Hier in der fachlichen Diskussion ist sie also plötzlich wieder da, die Entgegensetzung von quantitativen und qualitativen Forschungsansätzen.

Dieses Wechselspiel von "now you see it (die Entgegensetzung), now you don't" ist m.E. zumindest zum Teil eine Frage von methodisch-praktischem Forschungshandeln versus methodologischer Normativität. Auf der praktischen Ebene wird kombiniert – während unter methodologischer Perspektive die Frage gestellt wird: Darf man das überhaupt? Welches sind die Implikationen? Werden hier nicht Ansätze zusammengebracht, die sich wissenschaftstheoretisch ausschließen, etwa unter der Perspektive der Geltungsbegründung? Argumente pro oder contra Methodenkombination, wie sie unter normativer Perspektive vorgebracht werden, basieren dabei häufig mehr oder weniger explizit auf Definitionen qualitativer oder quantitativer Forschung: Das ist doch keine richtige qualitative Forschung, weil...; bzw.: Das ist doch keine richtige quantitative Forschung, weil...

Merkmale qualitativer und quantitativer Forschung?

Qualitative Forschung

- Innensicht
- Verstehen / Beschreiben
- Induktives Vorgehen
- Bedeutungshaltiges Material als Daten
- Fallorientierung
- Begrifflichkeit der erforschten Personen
- ...

Quantitative Forschung

- Außensicht
- Erklären
- Deduktives Vorgehen
- Zahlen als Daten
- Variablenorientierung
- Begrifflichkeit der Forscher/innen
- ...

Was also ist "richtige" quantitative, was ist "richtige" qualitative Forschung? Diskussionen um Möglichkeiten einer Methodenkombination oder gar -integration setzen häufig voraus, dass diese Frage klar beantwortbar ist. Ich bin mir dagegen keineswegs so sicher. Ich selber komme aus der Psychologie. Eine typische Entgegensetzung von qualitativer und quantitativer Forschung aus psychologischer Sicht ist die Differenzierung zwischen Innensicht und Außensicht – so habe ich das jedenfalls vor einigen Jahren mal im Studium gelernt: In der qualitativen Forschung geht es darum, die Sichtweise des Subjekts zu verstehen, etwa im Rahmen von Interviews; die quantitative Forschung beschränkt sich dagegen auf die Außensicht. Dann habe ich angefangen, mich eingehender mit Methodenlehre zu beschäftigen. Und dabei begegneten mir dann plötzlich ganz unterschiedliche Ziele qualitativer Forschung. Das Verstehen der Innensicht des Subjekts zählte in der Tat dazu, ebenso aber das Aufdecken von Strukturen. Wie ist das beispielsweise mit der Konversationsanalyse? Unbestritten eine qualitative Methode, aber das Verstehen der Innensicht des Subjekts steht bei ihr sicherlich nicht im Zentrum. Und wie ist das umgekehrt mit Fragebogenstudien in der Psychologie, etwa in den Bereichen Einstellung, Stereotypen, Persönlichkeitseigenschaften? Da mögen die Vorbehalte der quantitativen Psychologie gegenüber Selbstauskünften noch so groß sein, zum Einsatz kommen hier dennoch in aller Regel Selbstbeschreibungsinstrumente, Verfahren zur Erfassung der Innensicht also. Innensicht versus Außensicht – dieses Kriterium, so habe ich dann geschlossen, eignet sich letztlich nicht zur Differenzierung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung.

Im Zusammenhang mit dem Konzept der Innensicht ist aber bereits ein weiterer Begriff gefallen, der ebenfalls häufig als Charakteristikum qualitativer Forschung genannt wird: Verstehen, manchmal auch Beschreiben, als Merkmal qualitativer Forschung im Gegensatz zum Ziel des Erklärens im quantitativen Paradigma. Solange ich mich in meiner wissenschaftlichen Arbeit auf die Psychologie beschränkt habe, erschien mir das in der Tat ein ganz plausibles Differenzierungskriterium. Kaum hatte ich es aber mit Ansätzen und Arbeiten aus der Soziologie und der Politikwissenschaft zu tun, so fiel auch dieses Kriterium in sich zusam-

men. Das Erklären, so habe ich gelernt, ist in der qualitativen Forschung ganz und gar keine Seltenheit, etwa im Rahmen vergleichender Fallstudien (Warum ist der politische Wechsel in der Ukraine gelungen, in Usbekistan dagegen nicht?). Und dem Verstehen kommt zwar in der quantitativen Forschung nicht gerade ein hoher Stellenwert zu, beschreibende Untersuchungen, die nicht auf Erklärung ausgerichtet sind, finden sich dagegen durchaus. Auch Verstehen / Beschreiben versus Erklären erweist sich somit nicht als hinreichendes Differenzierungskriterium zwischen den Paradigmen.

Wie ist es aber mit der Unterscheidung zwischen deduktiver und induktiver Vorgehensweise, quantitativer Forschung als hypothesentestend, qualitativer Forschung als hypothesengenerierend, wie sie ja auch Jürgen Rost in seinem Abstract thematisiert hat? In der Forschungspraxis ist quantitative Forschung keineswegs immer hypothesentestend – gerade in den Anwendungsdisziplinen, wie etwa der Medienpsychologie, werden sogar zunehmend induktive Arbeiten durchgeführt, nach dem Prinzip "Schaun wir mal, was womit zusammenhängt"; und in der Erziehungswissenschaft sind beschreibend-entdeckende quantitative Untersuchungen durchaus an der Tagesordnung. Und kann ich umgekehrt nicht beispielsweise im Rahmen einer qualitativen Untersuchung mittels offener Verfahren in unterschiedlichen experimentellen Bedingungen verbale Daten erheben, diese dann inhaltsanalytisch auswerten und zur Hypothesentestung heranziehen? Kann ich schon, mögen manche Vertreter/innen des qualitativen Paradigmas entgegnen, aber das sei dann eben keine "richtige" qualitative Forschung mehr. Womit sich die Katze in den Schwanz beißt. Aber davon ganz abgesehen, fällt die Differenzierung deduktiv / induktiv nach meinem Dafürhalten sowieso in sich zusammen, wenn man den größeren Forschungskontext in den Blick nimmt. Auch quantitativ-deduktive Untersuchungen enden in aller Regel mit dem Satz "Further research is needed" – weil die Untersuchung eben über die Hypothesentestung hinaus neue Fragen generiert hat, etwa zum Geltungsbereich einer Theorie. Und was ist ein induktives Vorgehen (etwa im Rahmen der Grounded Theory) anders als ein sukzessives Aufstellen, Testen und Modifizieren von Hypothesen, eben in einen längeren Forschungsdurchgang verdichtet?

Mit diesem "Spiel" könnte ich gut und gerne noch eine Weile weitermachen. Qualitative Forschung hat es mit Bedeutungen zu tun – kommt Ankreuzungen in einem Fragebogen etwa keine Bedeutung zu, wenn auch eine hochgradig konventionalisierte? Quantitative Forschung arbeitet mit Zahlen. Tut sie, aber quantifizieren lässt sich alles – ich habe es auch schon erlebt, dass ein Kollege das Geschlecht in seiner Stichprobe mit einem Mittelwert von 1.67 oder so ähnlich angegeben hat. Qualitative Forschung ist am Einzelfall orientiert – und was ist mit Zeitreihenanalysen im Rahmen der quantitativen Einzelfallforschung? Qualitative Forschung lässt die erforschte Person selbst zu Wort kommen, statt ihr die Bedeutungskategorien der forschenden Person aufzuzukotieren. Ja, aber dann nimmt sie der erforschten Person das Wort wieder, wenn die forschende Person dem Gesagten zum Beispiel im Kodierprozess die eigenen Bedeutungskategorien überstülpt. In der quantitativen Forschung, so könnte man argumentieren, geschieht dies im Rahmen der Fragebogenentwicklung lediglich zu einem früheren Zeitpunkt. Und so weiter.

Kurz gesagt: Im Prozess der Beschäftigung mit qualitativen und quantitativen Methoden haben sich für mich die Unterscheidungen zwischen den Paradigmen verwischt. Natürlich gibt es so etwas wie prototypische qualitative und prototypische quantitative Studien. Aber in der Forschungspraxis sind diese typischen Untersuchungen keineswegs so häufig, wie die Rede von den zwei Paradigmen, von quantitativer und qualitativer Forschung es suggeriert. Zugleich ist damit ein Begriff gefallen, den ich in der Diskussion um die Frage der Methodenkombination in den Sozialwissenschaften für ausgesprochen nützlich und weiterführend halte: der Begriff des Prototyps.

Traditionelle Definition von Kategorien

Definition einer Kategorie mittels Benennung von:

- Merkmalen
- deren Verknüpfung

UND

Ist lebendig

UND

Nimmt Nahrung zu sich

UND

Bewegt sich von Ort zu Ort

UND

...


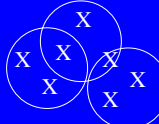

Der Begriff des Prototyps wiederum ist der psychologischen Forschung zu kognitiven Kategorien und zur Begriffsbildung entnommen. Ursprünglich war man davon ausgegangen, dass Kategorien sich durch Attribute und Regeln zur Verknüpfung dieser Attribute eindeutig definieren lassen. Eine Kategorie kann alles mögliche sein: Lebewesen, Tiere, Menschen, Brettspiele, qualitative und quantitative Forschung, all das wären Beispiele für kognitive Kategorien. Ein Tier ließe sich dann etwa durch Attribute bzw. Eigenschaften wie: ist lebendig – und nimmt Nahrung zu sich – und bewegt sich – und viele andere Merkmale sowie deren gemeinsames Auftreten definieren. Sind diese Merkmale sämtlich vorhanden, dann handelt es sich bei dem Wesen, das uns hier gegenübersteht, um ein Tier. Wenn eines davon fehlt (bewegt sich das Wesen also beispielsweise nie von der Stelle), so die Annahme, dann ist die Kategorienzugehörigkeit nicht gegeben, handelt es sich also in unserem Beispiel nicht um ein Tier.

So weit, so gut. Jetzt machen Sie aber einen Spaziergang durch den Botanischen Garten und begegnen dort einer fleischfressenden Pflanze. Was nun – Tier oder kein Tier? Die fleischfressende Pflanze führt Ihnen vor Augen, was in der Psychologie unter dem Stichwort der "unscharfen Grenzen" zwischen Kategorien verstanden wird. Intuitiv klingt die Vorstellung, Kategorien durch die Kombination eines Satzes von festen Merkmalen zu definieren, zwar zunächst plausibel. In der Praxis zeigt sich jedoch, dass viele Kategorien an den Rändern unscharf sind.

(Unter-)Kategorien mit ‚Familienähnlichkeit‘: Spiele

Schlimmer noch: Bei manchen Kategorien lassen sich Untergruppen ausmachen, deren Mitglieder jeweils einige Merkmale gemeinsam haben – im Bereich der Spiele etwa die Brettspiele oder die Rollenspiele. Mitglieder der einen Untergruppe haben aber möglicherweise nur wenige oder nicht ein einziges Merkmal gemeinsam. Oder was wäre Ihrer Meinung nach die Gemeinsamkeit zwischen einem Fußballspiel zwischen dem 1. FC Schalke und Werder Bremen einerseits und Ihnen, wenn Sie abends gerne mal eine Patience legen? Dennoch werden Fußball und Patience beide der Kategorie der Spiele zugerechnet. Zur Beschreibung dieser Struktur von Subgruppen innerhalb von Kategorien wird auch der von Wittgenstein geprägte Begriff der Familienähnlichkeit herangezogen.

Kategorienstrukturen

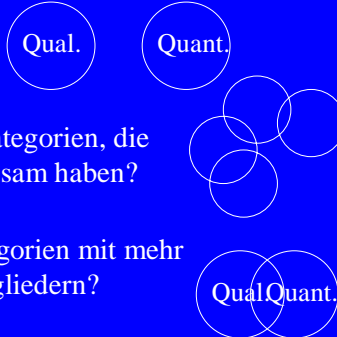
- **„Traditionelle“ Kategorien:** Die Mitglieder einer Kategorie sind durch eine Reihe von Merkmalen und deren Verknüpfungen beschreibbar. Diese Merkmale sind allen Mitgliedern der Kategorie gemeinsam. 
- **Kategorien‘familien‘:** Eine Kategorie gliedert sich in mehrere Unterkategorien. Die Mitglieder jeder Unterkategorie haben Merkmale gemeinsam, aber die Mitglieder verschiedener Unterkategorien haben nur wenige oder sogar gar keine Merkmale gemeinsam. 
- **Unscharfe Kategorien:** Kategorien können sich in Zentrum und Peripherie gliedern. Mitglieder im Zentrum weisen mehr gemeinsame Merkmale auf als die Mitglieder im Randbereich. Das Mitglied im Zentrum, das alle definierenden Merkmale aufweist, gilt als **Prototyp**. 

Kategorien weisen also eine interne Struktur auf. Sie können in sich homogen und ihre Mitglieder durch einen Satz von Merkmalen vergleichsweise eindeutig beschreibbar sein; sie können aber auch verschiedene Untergruppen aufweisen, deren Mitglieder sich in ihrer Merkmalszusammensetzung erheblich voneinander unterscheiden. Und schließlich wird es unter den Mitgliedern einer Kategorie meist mehr und weniger typische Beispiele geben.

So gilt ein Rotkehlchen gemeinhin als ein eher typisches Beispiel für die Kategorie Vogel, weniger typisch wäre dagegen der Vogel Strauß oder auch das Huhn. Ein Mitglied einer Kategorie gilt als umso typischer für diese Kategorie, je mehr Merkmale es auf sich vereint, die zur Definition der Kategorie herangezogen werden. Als Prototyp wird – sensu Rosch – ein Mitglied einer Kategorie bezeichnet, das alle definierenden Merkmale der Kategorie aufweist. Wie mit dem Konzept der Familienähnlichkeit schon angedeutet wird, ist es durchaus möglich, dass ein Prototyp empirisch gar nicht existiert, sondern nur als theoretische Konstruktion (eher im Sinne eines Idealtyps).

Qualitative und quantitative Forschung als Kategorien

- ‚Traditionelle‘ Struktur?
- Kategorien ‚familien‘: Subkategorien, die untereinander wenig gemeinsam haben?
- Unscharfe Kategorien: Kategorien mit mehr oder weniger typischen Mitgliedern?



Worauf ich mit diesem Exkurs zu Kategorien, Attributen und Familienähnlichkeiten hinaus will: Ich habe den Eindruck, dass Diskussionen um qualitative und quantitative Forschung und die Kombinierbarkeit qualitativer und quantitativer Methoden vielfach auf einem impliziten Verständnis beruhen, dass es sich bei "qualitativer" und "quantitativer" Forschung um Kategorien handelt, die durch eine Gruppe von Merkmalen und Regeln zu deren Verknüpfung eindeutig definierbar sind – um Kategorien im traditionellen Sinn also.

Typische und weniger typische Mitglieder

- Hat Federn
- Kann fliegen
- Kann singen
- ...



= Grounded Theory?



= Vergl. Fallstudie?

Ich denke aber, es lohnt sich, dieses Verständnis zu hinterfragen und die innere Struktur der Kategorien "quantitative" und "qualitative" Forschung einmal genauer zu betrachten. Handelt es sich hier um homogene, klar durch bestimmte Merkmale definierbare Gruppen? Oder haben wir es mit verschiedenen Forschungsstrategien zu tun – ob qualitativ oder quantitativ - die durch zum Teil ganz unterschiedliche Merkmale definiert sind? Wären also die gegenstandsbezogene Theoriebildung und die vergleichende Fallstudie beides gleichermaßen Beispiele qualitativer Forschung, nur eben aus verschiedenen Teilbereichen? Und / oder handelt es sich jeweils um Kategorien mit einem Kern- und einem Randbereich? Ist also zum Beispiel eine Studie zum Erleben des Älterwerdens in der Tradition der Grounded Theory eine ganz typische qualitative Studie, die vergleichende Fallstudie zur Schaffung demokratischer Strukturen in den Ländern des ehemaligen Ostblocks dagegen eine weniger typische, periphere?

Vorschlag: Vielfalt statt Einheit!

Statt der ‚top down‘-Kategorien ‚qualitativ‘ und ‚quantitativ‘ auf der Grundlage von Merkmalen ‚bottom up‘-Generierung und Charakterisierung von Forschungsstrategien (im Sinne von Unterkategorien, die untereinander ggf. nur wenige Merkmale gemeinsam haben), ohne Klassifikation nach Paradigmenzugehörigkeit!

Ich selber tendiere zu der Annahme, dass qualitative und quantitative Forschung in vielfältige Unterkategorien (bzw. Forschungsstrategien) untergliedert sind, wobei sowohl qualitative als auch quantitative Forschungsstrategien untereinander nicht notwendig viele Merkmale gemeinsam haben (ähnlich dem Fußballspiel und der Patience). Nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt der Methodenkombination erscheint mir vor diesem Hintergrund die Verwendung der wenig trennscharfen und zudem in sich durchaus heterogenen Kategorien "qualitative" und "quantitative" Forschung schlicht nicht weiterführend. Mein Alternativvorschlag lautet: Vielfalt! Weg von den dichotomen Kategorien "quantitativ" und "qualitativ", hin zu einer Vielzahl von Merkmalen, auf denen einzelne Verfahren und Designs je individuell charakterisierbar sind.

Vielfalt statt Einheit - konkret

1. Schritt: Zusammentragen von Merkmalen, die üblicher Weise zur Differenzierung zwischen ‚qualitativen‘ und ‚quantitativen‘ Methoden herangezogen werden
2. Schritt: Charakterisierung von Forschungsstrategien und Methoden auf diesen Merkmalsdimensionen
3. Schritt: Frage nach Vereinbarkeit und Passung

Konkret würde das bedeuten, in einem ersten Schritt all diejenigen Merkmale zu systematisieren, die üblicherweise zur Differenzierung zwischen "qualitativer" und "quantitativer" Forschung herangezogen werden, wie also beispielsweise induktiver versus deduktiver Ansatz, Fall- versus Variablen-Orientierung, Verwendung non-standardisierter versus standardisierter Erhebungsverfahren usw. In einem zweiten Schritt wären konkrete Forschungsstrategien auf diesen Dimensionen zu klassifizieren. Dabei erscheint es mir wichtig, zwischen Verfahren der Datenerhebung und -auswertung einerseits und Designs andererseits zu unterscheiden, wie dies ja beispielsweise auch in der Diskussion um mixed methods und mixed models der Fall ist. Aufgrund dieser differenzierteren Beschreibung konkreter Verfahren und Ansätze

lässt sich schließlich in einem dritten Schritt nach deren Vereinbarkeit und Kombinierbarkeit fragen. Dabei sind dann in der Tat, wie das ja auch meine Kollegen schon betont haben, Fragen nach der Indikation und nach den Kriterien einer solchen Indikation erforderlich. Welcher Ansatz passt zu welcher Fragestellung, zu welchen Untersuchungseinheiten; welche Erhebungsmethoden wiederum sind mit dem Ansatz vereinbar, und welche Verfahren eignen sich am besten zur Auswertung der so gewonnenen Daten?

Vorteile der Vielfalt

- Bessere Abbildung der Vielfalt existierender Vorgehensweisen
- Vermeidung dichotom-reduktiver Klassifikationen
- Bessere ‚Denkbarkeit‘ neuer Verfahrenskombinationen

Den zentralen Vorteil einer solchen Ersetzung der Kategorien "qualitativ" und "quantitativ" durch eine Klassifikation konkreter Forschungsstrategien auf einer Vielzahl von Merkmalsdimensionen sehe ich zunächst darin, dass die Vielzahl der Merkmalsdimensionen der real existierenden Vielfalt empirischer Forschungsmethoden und -ansätze besser gerecht wird als die dichotom-reduktive Klassifikation als "qualitativ" oder "quantitativ". Außerdem wird so der Blick der Forscherin oder des Forschers freier für gegenstandsangemessene Kombinationen von Verfahren und Ansätzen.

Aber...

- Ist es tatsächlich der Fall, dass qualitative und quantitative Forschungsstrategien in sich kaum gemeinsame definierende Merkmale aufweisen...?

Zugleich bin ich mir durchaus dessen bewusst, dass dies ein sehr pragmatisch orientierter Vorschlag ist. Der Vorschlag baut auf der impliziten Voraussetzung auf, dass sich kaum oder allenfalls wenige Merkmale eines übergreifend und für das jeweilige Paradigma konstitutiven qualitativen oder quantitativen Wissenschaftsverständnisses identifizieren lassen. Ist das

aber tatsächlich der Fall? Sind nicht die Unhintergebarkeit der Erfahrung, das Bild des Menschen als reflexives, potenziell rationales und handlungsfähiges Subjekt, Kontextualität, Historizität, um nur einige zu nennen, konstitutive und damit notwendig-definierende Merkmale eines qualitativen Wissenschaftsverständnisses, jenseits der Methoden, die in einer konkreten Untersuchung zur Anwendung kommen? Oder lässt sich das Wissenschaftsverständnis der Forscherin oder des Forschers auf diesen Dimensionen als weitere Merkmalsdimension zur Klassifikation konkreter Forschungsstrategien rekonstruieren, als charakteristisches, aber nicht definierendes Merkmal? Ich hoffe auf eine angeregte Diskussion!

Zitationsvorschlag

Schreier, Margrit (2005). Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Vielfalt statt Einheit! Symposium: Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit? 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.-25. Juni 2005. Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/schreier.pdf> [Datum des Zugriffs].